



LITERATUR IN DEN SPRACHEN BERLINS 2024

Stefano Jorio **Der Traumpalast** **(Auszug)**

Aus dem Italienischen von Laura Strack

Ich kriegte als Botschafter Del Garla ab, der von der ständigen Vertretung in Straßburg kam und von dem behauptet wurde, er habe ausgezeichnete Arbeit im europäischen Parlament geleistet. Er ließ alle Mitarbeiter über die Funktionsweise von Skype unterrichten, um Telefonkosten einzusparen. Er war Sizilianer, klein, dünn, glatzköpfig, zeigte mit Stolz seine junge, schöne Frau in der Öffentlichkeit herum und benutzte bei seinen offiziellen Reden gern Wortspiele wie „in jenen Jahren war ich junger erster Sekretär in Washington und kann ohne Weiteres von mir sagen, die harte Schule des damaligen Botschafters Nardi er- und *überlebt* zu haben.“ Er war dafür bekannt, sich freundlich mit allen zu unterhalten, sich nach dem Ergehen der Konsulate, Handels- und Kulturinstitute zu erkundigen, mit aufrichtigem Interesse sogar die unbedeutendsten Angestellten zu fragen, ob er etwas für sie tun könne und dies dann umgehend zu vergessen. Er war

ein guter Mensch und alle sprachen liebe- und anerkennungsvoll von ihm. Mir gegenüber war er immer aufmerksam, wohlwollend, unnützlich und sehr herzlich.

„Hast du die Zucchini gegessen?“, fragte er seine Frau, die Vegetarierin war, bei den Abendessen mit den Verantwortlichen der Außenhandelsinstitute, die ihn zu Tode langweilten.

„Nein ...“

„Und die Paprika, hast du die gegessen?“

„Nein.“

„Was hast du denn gegessen?“

„Die Aubergine.“

Mein Job war nicht besonders kompliziert. Ich musste jedes einzelne Detail der Reisen und Empfänge Seiner Exzellenz organisieren, die Arbeit der sieben italienischen Kulturinstitute in Deutschland koordinieren, mit besonderem Augenmerk auf das Berliner Institut (das sich linksseitig im Erdgeschoss unseres Gebäudes befand), zu den Empfängen der internationalen Diplomatie gehen und um jeden Preis vermeiden, dass sich die Edelsteine in den Manschettenknöpfen mit der Farbe der Krawatte bissen. Im Laufe der Monate begann der Botschafter außerdem, mich an seiner Statt vorzuschicken, wenn man ihn zu Konzerten oder Vernissagen in kleinen und namenlosen Städten der Provinz eingeladen hatte. Ich musste dann seine guten Wünsche für das Gelingen der Initiative überbringen, einen kurzen Gruß vorlesen, den ich selbst im Zug oder im Flugzeug geschrieben hatte, allen zulächeln und ihnen das Gefühl geben, wichtig zu sein. Während des gesamten Konzerts saß ich dann traumverloren in meinem Sessel und nahm keine einzige Note wahr, sondern dachte an den Terminplan des nächsten Tages. Nach der Aufführung führte ich die jeweiligen Gäste ins Zimmer nebenan, wo uns ein angezündeter Kamin und ein kleiner Empfang erwarteten. Ich lächelte, nickte, trank wohlgezogene Schlückchen Prosecco und gab Würdigungen voller Menschlichkeit von mir.

„Obgleich ich nicht hier lebe, habe ich jedes Mal, wenn ich aus dem Zug steige, den Eindruck, dass die Lebensqualität in Magdeburg wirklich exzellent ist.“

Oder in Dresden, oder in Halle, oder in Mannheim. Der grenzenlos sinnfreie Satz verfehlte seine Wirkung bei meinen Gesprächspartnern nie. Am Tag danach legte ich dem Botschafter dann stets einen detaillierten Bericht zur Unterschrift vor, den wir an die Zentralbüros des Außenministeriums sandten: ob sie sich gefreut hatten, wer da war, wer nicht da war, wer wohl genug Geld hatte, um Sponsor zu werden, oder wer wegen guter Beziehungen zur Landesregierung noch nützlich werden könnte.

Für die Erfüllung meiner Obliegenheiten erhielt ich zehntausend Euro netto monatlich, denn keine Austeritätspolitik der Welt konnte die Gehälter des Diplomatischen Korps antasten, und ich genoss relative Autonomie. Ich wusste, dass ich mich auf eine gewisse Ungestörtheit verlassen konnte, wenn ich nur diese drei Dinge immer im Kopf behielt: dass auf den Postkarten vom Potsdamer Platz die Wolkenkratzer der großen *corporations* die gläserne Reichstagskuppel hoch überragten; dass es sich nicht ziemte, daran zu erinnern; und dass man an Tagen „der offenen Tür“ teilzunehmen hatte, egal, ob der Berliner Senat oder Mercedes-Benz dazu geladen hatte. Das war den Deutschen einfach unheimlich wichtig. Eines Tages erhielt ich die Einladung zum Tag der offenen Tür einer Polizeikaserne. Und einmal, als ich an einem Friedhof zwischen Mitte und Kreuzberg vorbeikam, sah ich, dass es auch hier in der kommenden Woche einen Tag der offenen Tür geben würde. Tag der offenen Tür musste sein, ganz egal, was man zu bieten hatte. Tag der offenen Tür war ein Zeichen von Demokratie, und die europäische Demokratie musste sich zu erkennen geben. Sich offiziell fühlen. Und da die wirtschaftliche und militärische Vorherrschaft Deutschlands dem Land letztlich auch in moralischen und gesellschaftlichen Fragen Autorität verliehen hatte, sahen sich nunmehr auch seine Bündnispartner in der Pflicht, Tage der offenen Tür zu veranstalten. Allerdings galten ihnen diese als merkwürdige Mode, für die man Geduld aufbringen musste.

„Rischtisch, Dottore“, pflichtete mir der Leiter des italienischen Kulturinstituts in Stuttgart bei, als ich ihm am Telefon diese und andere

Überlegungen unterbreitete. Ich rief ihn oft an, da mich seine Vorliebe für das Adjektiv *rischtisch* faszinierte. Er war Neapolitaner, kurz vor der Rente, hatte sein ganzes Leben in Kulturinstituten verbracht und bei seiner Ankunft in Stuttgart erst einmal die ganze Bibliothek durchgesehen, um sämtliche Bücher aufzuspüren und zu vernichten, in denen Präsident Berlusconi nicht gut wegkam. Er war Mitglied des lokalen Rotary Clubs, liebte Rotwein, den er sich in eleganten Kastanienholzkisten zustellen ließ, war nie um einen gutgemeinten Rat verlegen und versuchte bei den Abenden, die er im Institut organisierte („Der Vesuv in der Kunst“, „Die italienische Seele des Modeschmucks“), stets irgendwen von der Botschaft dabeizuhaben. Mit mir war ihm die Sache geglückt, allerdings nur am Anfang. Später lernte ich, für jede Einladung eine andere Entschuldigung vorzubringen, wobei ich systematisch und in einer bestimmten Reihenfolge vorging: Arbeitstermine, schlechter Gesundheitszustand, außerdienstliche Verpflichtungen, romantische Rendezvous und plötzliches Verscheiden eines Verwandten. Am Ende dieser Reihe angelangt, begann ich wieder von vorn.

„Rischtisch, Dottore.“

„Wie war die Aubergine?“

„Danke, ich nehme die weiße Seidenkrawatte.“

Manchmal war ich in Brüssel beim Kollegen Benassi, der für unsere ständige Vertretung bei der Europäischen Gemeinschaft arbeitete und mich zum Muschelessen in die Gassen hinter dem Justizpalast ausführte; in Genf kam ich bei einer alten Liebschaft unter, die sich gerade die Hierarchiestufen der Welthandelsorganisation hocharbeitete:

„Weißt du, was du in Deutschland noch lernen könntest?“, fragte mich Serena, die mich manchmal am Wochenende anrief, um mir von den Stolperfallen zu berichten, die ihr überall im Leben auflauerten und selbiges in eine Art Hindernisrennen verwandelten. „Dass eine Beamtenlaufbahn eine mystische Berufung ist.“